



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Westphälische Zustände.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Westphälische Zustände.

I.

Westphalen befindet sich in einer ähnlichen Lage, wie ein Jüngling, der zum ersten Male zur Universität reist, wie eine Braut am Vorabende ihres Hochzeitstages. An der Schwelle einer verlebten Periode steht es einer Zukunft entgegen, die von der Vergangenheit zu sehr verschieden ist, als daß die Erwartung derselben nicht von peiniger Ungewißheit und bangem Herzklopfen, aber auch von freudigen Hoffnungen, begleitet sein sollte. Was der Völkerwanderung fehlschlug, was den Siegen des großen Karl nicht gelang, was die Kreuzzüge nicht bewerkstelligen konnten, woran Reformatoren und Wiedertäufer ihre Kräfte erfolglos versuchten; das gelingt in unserer Zeit den vereinten Anstrengungen des Dampfes und der öffentlichen Meinung: nämlich: Westphalen aus seiner Isolirung herauszureißen und in eine innige, lebendige Verbindung mit den andern Theilen unsers gemeinsamen deutschen Vaterlandes zu bringen. Bis heute noch steht der Westphale einsam in der civilisirten Welt da, und muß bemerken, wie man draußen, jenseits der Marken, die seine Provinz von den Nachbarn trennen, nicht den biedern, kernigen Volkscharakter, nicht das tiefe Gemüth, nicht die gewaltige Energie und Thatkraft, nicht den durchdringenden, kritischen Verstand, nicht die Ehrlichkeit und Offenheit seiner Landsleute kennt, sondern daß das Einzige, was man in der Fremde von der Heimath weiß, Schinken und Pumpernickel, eine rauhe, barbarische Sprache, und wenn es hoch kommt, der westphälische Merkur und die Nonnen des Pater Gopler sind. Dem wird künftig anders sein. Die Eisenbahnen, an denen rüstig gebaut wird, die öffentliche Meinung, deren Macht jetzt schon auch bei uns täglich mit Riesenschritten wächst, und die, wenn die Locomotive einmal erst durch's Land

fliegt, nicht mehr durch die Censur unterdrückt werden kann, werden die Fesseln sprengen, die Westphalen bis jetzt vom allgemeinen Völkerverkehr zurückhielten; Deutschland wird eine neue Provinz gewinnen, welche bisher nur in geographischen Lehrbüchern, aber nicht im Bewußtsein der Nation eingeschrieben war, und diese Provinz an sich wird sowohl an Ansehen und Einfluß, wie an Selbstständigkeit und Selbstvertrauen zunehmen.

Westphalen wird fast nach allen Richtungen hin von Eisenbahnen durchschnitten werden. Die Hauptbahn von Minden nach Cöln ist der Vollendung nahe. Die Cöln = Mindener = Thüringer Verbindungsbahn, deren Endpunkte Cassel und Hamm sind, ist vermessen und sanctionirt, die Münster = Hammer Zweigbahn schon im Bau begriffen, und die von Dortmund nach Elberfeld bedeutend vorgerückt. Bei letzterer Bahn darf man eine Curiosität nicht unerwähnt lassen, welche nicht nur Alterthumsforschern bemerkenswerth sein wird. Auf dem Plage, auf welchem der Dortmunder Bahnhof abgesteckt ist, erheben sich die beiden alten Linden, unter denen früher der Hauptsitz der Behme gewesen, und die Freiligrath noch kürzlich in seinem ansprechenden Gedichte:

„Dies sind die Linden, beide morsch und alt“

gefeiert hat. Man gerieth anfangs in Verlegenheit, was man mit den noch grünenden Monumenten germanischer Vorzeit beginnen solle. Endlich hat das Eisenbahn-Comité beschlossen, den Platz frei zu lassen und die Bäume mit einem dichten, festen Stacket zu umgeben, damit sie hier, inmitten des allgemeinen Weltverkehrs, umkreist von zischenden Locomotiven, ihr historisches Dasein ruhig enden könnten. Da werden denn wohl in Zukunft die Bäume der Beutesucht reisender Engländer ihre grünen Blätter und duftenden Blüthen opfern müssen; sie werden wohl bald zum letzten Male gegrünt haben. Ein merkwürdiger Gegensatz, auf einem Eisenbahnhofe der Sitz des Behmengerichts! könnte man doch überall die Ruinen mittelalterlicher Institutionen so leicht mit den Fortschritten der Gegenwart vereinigen; unsern Staatsmännern würde ihr Amt dann weniger schwer werden.

Das Bergland hat vor der Hand noch wenig Aussicht, in diesen allgemeinen Völkerverkehr aufgenommen zu werden, es müßte denn mit der Bahn nach Siegen, welche durch das anmuthige, fabrikenreiche Leonethal führen soll, Ernst werden. Im Flachland dagegen wird bald jedes Dörfchen mit Ostende und Marseille, mit Basel und Triest, mit

Stettin und Königsberg, mit Amsterdam, wie mit Wien in Eisenbahn-
verbindung gesetzt sein.

Die Folgen dieser Verkehrs erleichterungen ahnt man freilich in der Provinz mehr, als daß man sie deutlich schon einsehen und beurtheilen könnte. Der Bauer schimpft darüber, daß man seine Aecker von einander trennt; der Philister, der Käsefrämer, der Gastwirth, der Tuchhändler meint, der gesteigerte Verkehr würde sich künftig nach den großen Städten hinziehen, und die kleinen Orte brodlos machen; von dem ungeheuern Einfluß der Eisenbahnen auf die Bildung, auf die Gesittung, auf die Politik ahnt hier und da vielleicht nur ein jugendlicher Brausekopf etwas, so ein Stück von „Demagogen, Atheisten, Communisten oder malcontenten Referendarien,“ welchen Leuten der Rheinische Beobachter die mißvergnügte Sprache der Zeitungen, und die unbehagliche Stimmung der Provinzen zur Schuld legt. Im Allgemeinen herrscht in Westphalen eine ängstliche Spannung: man erwartet mehr mit peinigender Ungeduld, als mit freudiger Sicherheit die Zukunft, die auf den Flügeln des Dampfes einherrauschen wird; man ist besorgt, wie ein Familienvater, der nach Amerika auswandern will. Man hat sich so fest in die bestehenden, jahrhundertalten Verhältnisse hereingelebt, daß man, und wohl nicht mit Unrecht, besorgt ist, in dem neuen Kleide sich nicht behaglich zu fühlen. Besonders die privilegierten Klassen und unter ihnen der Adel haben kein großes Vertrauen auf die Dinge, welche kommen werden; man hört in den adeligen Kreisen lauter Klagen darüber, daß jetzt die „Eigenthümlichkeiten der Provinz,“ die Stammeigenschaften der alten Sachsen, die eingebornen Sitten und Gebräuche der Vorzeit einer schelen, oberflächlichen Cultur weichen würden. Aber was sind denn das für provinzielle Eigenheiten, für Stammeigenschaften der alten Sachsen, deren Verlust so sehr von den Adligen im Münsterlande betrauert wird? Es ist die bewußtlose Ergebenheit der Bauern gegen den Grundherrschaft, der fromme Glaube an den Bischof zu Münster und an die Nonnen des Pater Gopler. Diese „Stammeigenschaften der alten Sachsen“ haben auf dem letzten westphälischen Landtage die Petitionen um ein Jagdablösesgesetz, um bessere Vertretung des Handels, der Industrie und Intelligenz, um Emancipation der Juden, um Besserstellung der Elementarlehrer, um Aufhebung des erimirten Gerichtsstandes, — und viele andern freisinnigen Petitionen mehr — fallen lassen, — kein Wunder, daß der Adel diese Stammeigenschaften der „guten, lieben Westphalen“ nicht gern verkommen lassen möchte. Aus demselben Grunde,

aus dem man gegen den Bau der Eisenbahnen eingenommen ist, widerstrebt man auch der Einführung von Reichsständen. Auf dem letzten, dem 8. Landtage, hielt der Deputirte des Ritterstandes, Freiherr von Vincke, Sohn des verstorbenen Oberpräsidenten, eine schon mehrfach bekannt gewordene Rede, worin er die Nothwendigkeit von Reichsständen begründete. In der sehr lebhaften Debatte über diesen Gegenstand wurde viel über die Eigenthümlichkeiten der rothen Erde, über die Sitten des alten sächsischen Stammes, über die natürlichen Vorzüge der Provinz gefabelt, die man durch die Einführung von Reichsständen für gefährdet hielt.

Wir können es noch erleben, daß der westphälische Landtag, oder wenigstens die Ritterbank desselben, sich der ersten Locomotive, welche durch's Land dahin fliegt, mit ihrem ganzen Wust von Protokollen und Berichten entgegenstemmen wird; daß der Stammbaum des Barons und das Brevier des Priesters sich vereinigen, um das schnaubende Ungethüm, „in dessen Gefolge Atheisten und Communisten in's Land rücken“, zu beschwören.

Da wir denn doch einmal auf den letzten Landtag und die Rede des Freiherrn von Vincke gekommen sind, so wollen wir doch einige Perioden aus letzterer mittheilen, die für die westphälischen Zustände charakteristisch sind, und den ganzen Uebermuth des westphälischen Adels bekunden, der die Welt nur für sich geschaffen glaubt, für den der Wald nur deshalb wächst, damit er Hasen darin jagen kann, für den der Hügel nur deshalb schön und anmuthig liegt, damit er ein Schloß darauf bauen, für den der Staat nur eine Schaubühne ist, auf welcher er, der Held der Komödie, mit hohem Kothurne einherschreitet, von allen Zuschauern ringsumher angestaunt. Der edle Freiherr meint am Schlusse seiner Rede, die übrigens viele schlagende Bemerkungen enthält, und die Gründe, welche schon der Königsberger Jacobi für die Verleihung einer Verfassung angeführt hat, noch durch einige, blos für Westphalen geltende, vermehrte, daß es besonders die Pflicht des Adels sei, den König an die Erfüllung der Cabinetsordre vom 22. Mai 1815 zu mahnen. „Er sei stolz darauf“, meint er, „dem Adel anzugehören, denn er wisse, daß seit 600 — 700 Jahren, soweit überhaupt Urkunden und Geschlechtsregister reichten, seine Vorfahren stets Recht und Ehre als die Richtschnur ihres Handelns erkannt, und daß sie sich nicht geschämt hätten, wenn sie diese höchsten Güter des Lebens gefährdet glaubten, selbst ihren Fürsten entgegen zu treten. Er sei über-

zeugt, daß dieselbe Gesinnung auch alle seine Standesgenossen befeele“.

Fürwahr, Preußens Alleinherrscher mag sich in Acht nehmen vor unserm westphälischen Adel. Die schlesischen Weberunruhen und die finanziellen Krisen, die Aufstände in Posen und die Kirchmessen in Cöln dürfen ihm nicht so viele Besorgniß einflößen, als die Ritterbank des westphälischen Landtages!!

Doch hören wir den Mirabeau Westphalens weiter: „Er versetze sich im Geiste zurück in die Zeiten des Mittelalters und der Behme, wo Recht und Gerechtigkeit nicht zu finden gewesen im heiligen römischen Reiche, es sei denn bei der westphälischen Ritterschaft und dem Kurfürsten von Cöln. Er gehe über auf die Gegenwart und schlage die Geseßsammlung auf. Er finde da eine Urkunde, worin der Adel eine Mauer um den Thron genannt werde. Allerdings müsse der Adel eine solche Mauer bilden, aber eine Mauer, sowohl nach Rechts, wie nach Links, eine Mauer, nicht blos gegen revolutionaire Angriffe auf den Thron, sondern auch eine Mauer, um alle Klassen des Volkes zu schirmen gegen Eingriffe, sie möchten auch kommen, woher sie wollten.“ —

Was will man mehr verlangen? Wie kann man anstehen, Deutschland und speciell Westphalen das glücklichste und sicherste Land unter der Sonne zu nennen? Warum wendet sich denn noch das Auge so manches Patrioten nur mit Thränen auf sein Vaterland, das ja der Landrath von Hagen mit seinen adligen Bettern und Mähmen „gegen alle Angriffe, woher sie auch kommen mögen“, zu schützen und zu schirmen bereit ist? Warum irrt so mancher edle Deutsche in der Fremde umher, gleich dem Odysseus der Fabel, und sucht jenseits des Oceans Freiheit und Vaterland, das er daheim nicht finden konnte? Ihr politischen Flüchtlinge aus der Warburger, Hambacher, Frankfurter und Göttinger Periode, ihr kühnen Sängler Herwegh und Freiligrath, ihr wackern Badenser, von Ißstein und Hecker, warum haltet ihr euch so fern von Preußen? Ihr gehört ja dem Volke an, um welches sich der westphälische Adel als schützende Mauer erhebt; ihr habt von keinem heimlichen Gerichte, von keiner polizeilichen Brutalität etwas zu fürchten. Schade, daß Börne eher gestorben war, als der Freiherr von Vincke Landrath wurde, sonst wäre er nicht gezwungen gewesen, einsam und freudlos in der Fremde zu sterben; er brauchte sich nur in den Schutz des tapfern Barons zu begeben, um keinen Druck der Polizei und Censur zu fühlen.

Zum Schlusse meint der ehrenwerthe Redner: „Nach der Krönung eines deutschen Kaisers habe der Kaiser sich zuerst an die Ritterschaft des Reiches gewendet und gefragt: Ist kein Dalberg da? Es möge in jenen Tagen der Zukunft auch vielleicht ein Bürger oder Bauer, oder anderer Genosse unserer Provinz fragen: Wo waren denn damals die Vertreter der alten Geschlechter? Möchten dann die Nachkommen sagen können: Sie hatten allesammt sich eingefunden und beschloffen, den König an sein Wort zu mahnen.“

Ich meine, kein Westphale wird wohl eine solche Frage thun, wenn nicht vielleicht jener Abgeordnete aus dem Bauernstande, welcher das Wort dahin nahm: „Den Erfahrungen zufolge, die er von seinem Standpunkte machen könne, sei die Provinz mit dem bisherigen provincialständischen Institute schon nicht zufrieden. Er, seines Theils, befinde sich als Mitglied der Provinzialstände kaum und mühsam in der Lage, sich orientirt zu haben; würden Reichsstände eingeführt, so würden vielleicht manche Männer seines Standes vollends nicht zur Uebersicht gelangen können.“

Diese bäuerliche Bescheidenheit (oder sollte jener Deputirte nur ironisch gesprochen haben), gegenüber der aristokratischen Anmaßung des Antragstellers, charakterisirt das Verhältniß der verschiedenen Stände in der Provinz. Selbst der reiche Bauer erkennt einen ungeheuern Abstand zwischen sich und dem „Cavalier“ an, obgleich Letzterer in sehr vielen Fällen ihm weder an Einfluß noch an Bildung überlegen ist. Der Unterschied der Stände ist unter der ackerbauenden Bevölkerung Westphalens und besonders des Münsterlandes in der That bis in's Genaueste und Kleinste durchgeführt, so daß ein Anhänger der christlich-germanischen Rechtsphilosophie à la Stahl darüber in Begeisterung gerathen könnte. Zuerst natürlich unterscheidet sich die Bevölkerung des platten Landes in Herren und Bauern, in adelige und bäuerliche Besitzer. Aber unter diesen beiden Klassen, welch' eine Masse von Unterabtheilungen und Standesverschiedenheiten finden sich noch vor? Der früher reichsummittelbar gewesene Adel unterscheidet sich mit der Genauigkeit der spanischen Hofetikette von den übrigen Grafen und Freiherren des Landes; die Grafen sehen ebenso stolz auf die Freiherren, wie diese auf die einfachen Landedelleute herab. Letztere aber rächen und entschädigen sich dadurch, daß sie den Briefadel, den Beamtenadel, der besonders unter Friedrich Wilhelms II. Regierung sehr verbreitet wurde, gänzlich übersehen und vernachlässigen. So haben sich innerhalb der adeligen Gesellschaft zu Münster mehrere Cliquen

und Kreise gebildet, die sich ebenso sehr von dem gewöhnlichen Adel unterscheiden, wie dieser von den bürgerlichen Vereinen.

Die Bauern ihrerseits wiederholen die aristokratische Abschließung der Cavaliere innerhalb ihrer Kreise. Wenn ein Rötter einen Schulzen um seine Tochter bitten wollte, so würde dieser über eine solche anmaßende Forderung gewiß ebenso unwillig sein, als wenn unser Freiherr von Wincke, „der Vertreter der alten Geschlechter“, seine Tochter einem Bürgerlichen geben sollte. Selbst die Schulzen untereinander sehen darauf, wer von ihnen Besitzer eines sogenannten Oberhofes ist, der gewöhnlich noch von andern Höfen Pächte, Zehnten und Gülten bekommt, oder wer nur einen gewöhnlichen Schulzenhof bewohnt. Solche Schulzen arbeiten allerdings mit ihren Röttern und ihren Knechten und Mägden zusammen; aber mit ihnen an einem Tische zu essen, fällt auch dem ärmsten und geringsten nicht ein. Immermann hat in seinem „Münchhausen“ das aristokratische Benehmen der Bauern gebührend herausgehoben, aber nur zu sehr mit mystischen und romantischen Träumereien verbrämt und aufgestuft, was der Treue seiner so anmuthigen und lebensvollen Darstellung sehr schadet.

Aber nicht nur den schroffen Kastengeist haben Bauern und Adelige mit einander gemein, auch die religiöse Orthodoxie. Dem Adel ist es allerdings nicht zu verdenken, wenn er mit aller Zähigkeit an einer Religion festhält, der er nicht nur sein Ansehen, sondern auch sein Vermögen zu verdanken hat. Der Reichthum in fast allen adeligen Familien des Münsterlandes nämlich stammt aus den Zeiten des Bisthums Münster her; fast jede Familie hat einen oder mehrere Bischöfe hervorgebracht, und dieser wandte die Einkünfte des Landes und der Kirche seinen Verwandten zu. Es genügte, daß eine große zahlreiche Familie nur einmal den Bischofsstiz von einem ihrer Angehörigen besetzt sah, um durch Fideicommissse ein ungeheures Vermögen für ewige Zeiten sich gesichert zu wissen. Man sieht oft auf den Haiden des Münsterlandes, umringt von sauren Wiesen und verkrüppeltem Strauchwerke Paläste stehen, die einer Residenz würdig wären. Halb verfallen, erheben sie sich doch noch mächtig und ansehnlich, ja fast verachtend, über ihre traurige Umgebung hinweg, und veranlassen den Vorübergehenden zu der verwunderten Frage, welche Feenmacht ein so herrliches Gebäude in diese abgelegene Gegend verbannt habe. Bischöfe haben sie gebaut; der Schweiß und das Blut des Landes, das unter dem Krummstab verdummete, war der Kitt, mit dem man die ungeheuern Mauern zusammensügte. Aber jetzt fängt leider nach und

nach das bischöfliche Geld an, zu fehlen, um die Gebäude in Stand zu halten; man sieht Risse in den Mauern und die Gräben rund umher werden verschlammmt; über einem Jahrhundert werden unsere westphälischen Schlösser wohl zu ebenso verfallenen, wenn auch nicht so schönen Ruinen herabgesunken sein, wie die Burgen in Franken, Schwaben und am Rhein. Es ist fürdenjenigen, der an die Romantik der Bergschlösser gewöhnt ist, ein merkwürdiger Anblick, wenn er so mitten auf der Wiese oder Haide die Paläste der westphälischen Großen liegen sieht, ohne daß die Umgebung im Entferntesten mit der Pracht der hohen, giebelförmigen Gebäude harmonirte. Man glaubt, sie seien über Nacht dorthin vom Himmel heruntergefallen und könnten wieder eines Tages verschwinden, ohne daß sie eine Spur von sich zurückließen. Hier und da gibt es allerdings auch bei uns Edelitze, welche von schattigen Wäldern und anmuthigen Gärten umringt sind, und deren freundliches, behagliches Aussehen uns mit der Aristokratie etwas versöhnt. Aber einen solch' freundlichen Anblick findet man ebenso selten, wie Bildung, Geschmack und Humanität bei den Bewohnern dieser Gebäude.

Der westphälische Adel ist, man kann mit Fug und Recht dies Urtheil fällen, im Allgemeinen höchst ungebildet. Selten pflegt er auf Reisen zu gehen, noch seltener, Universitäten zu besuchen. Die Barone theilen ihre Zeit gemeiniglich zwischen ihrem Dorfe und der Hauptstadt Münster, und vergessen, daß es jenseits der Heimath der Schinken auch noch Länder und Menschen gibt. Die Jagd ist ihre Hauptbeschäftigung, weshalb sie auch auf die Aufrechthaltung ihrer Jagdgerechtfame viele Mühe und Kosten verschwenden. Die Gebildeteren unter ihnen, welche Liebe und Lust zu einer öffentlichen Thätigkeit, oder nicht so viel Geld haben, um cavallermäßig sich der Müßigkeit hingeben zu können, treten in das 11. Husarenregiment, dessen Offiziere fast alle aus westphälischen Edelleuten bestehen, ein, oder bereiten sich zu dem Posten eines Landrathes vor, welche Stelle allein würdig ist, von Vollblut besetzt zu werden. In neuerer Zeit wählt man, um die Söhne erziehen zu lassen, zwischen der rheinischen Ritterakademie zu Bedberg oder der jesuitischen Anstalt zu Freiburg in der Schweiz; die Wenigen, welche Universitäten besuchen, ziehen Göttingen vor. Um die Töchter zu unterrichten, lassen oft Westphalens adelige Familien eine Gouvernante aus Frankreich oder der französischen Schweiz kommen, die monatlich von einem Gute zum andern wandert und den jungen Fräulein Französisch lehrt. Außer dieser Sprache reden die Damen gemeiniglich nur das westphälische Patois; hochdeutsch zu sprechen, selbst wenn sie es

verstanden, wäre unschicklich, da dieses die Sprache der Bürgerlichen ist. Der Mußt ziehen die Damen die Reitkunst vor, sowie die Herren die Kenntniß von Pferden höher achten, als Philosophie und Politik. Mit ihren Schloß- oder Dorfgeistlichen leben die Cavaliere sehr vertraut. Der Verkündiger des Wortes Gottes und Lossprecher der Sünden darf sogar mit der adeligen Familie an einem Tische speisen, muß aber vor dem Dessert aufstehen. Er hat einen etwas höheren Rang, als der Rentmeister und der Bierbrauer. Letzteren nämlich findet man schon jetzt auf vielen Gütern, bald aber wird er ein stehender Artikel im Inventarium des Gutes sein. Denn die Adelligen fangen auch hier zu Lande endlich an einzusehen, daß ein „Handwerk einen gülden Boden habe“, und daß man nicht bloß auf Geld und Gut vertrauen dürfe. Da der Staatsdienst zu schwierig, die bürgerlichen Gewerbe zu gemein, der Militärdienst zu langweilig, der Handel zu mühsam ist, greift man zu einem Geschäfte, das schon von jeher ein Auskunfts mittel für verkommene Studenten und ein Ideal für dickhäuchige Philister war, — man stiftete Bierbrauereien nach bairischer Art. Mit der Anlage der ersten solchen Anstalt auf dem Gute eines Edelmanns begann ein neuer Abschnitt der westphälischen Adelsgeschichte. Der Adel gab dadurch, wie früher in jener denkwürdigen Nacht der französischen Revolution, seine mittelalterlichen Erinnerungen, seine romantischen Träumereien auf, wurde praktisch und schloß sich den Wünschen und den Bedürfnissen der Nation an. Eine ungeheure Resignation, die von dem Geschichtschreiber noch nicht gehörig gewürdigt ist. Ein innigeres Verschmelzen mit dem Bürgerstande, als durch diese That hervorgebracht wurde, ist nicht möglich; das adelige Bier geht in succum et sanguinem des Bürgers, das bürgerliche Geld in die Kasse des Adels über. Was kann man mehr verlangen. Mit jedem Rausche, den „Gewatter Schuster und Handschuhmacher“ sich kauft, wächst die Macht und der Einfluß des Adels, und das Selbstbewußtsein und der Muth des Trinkers. Es ist jetzt gewiß auch an der Zeit, in Westphalen, wie auf dem letzten Landtage petitionirt wurde, eine Universität zu stiften, da man ja des Bieres in Hülle und Fülle hat. Wie würden die Landsmannschaften auf der künftigen Universität blühen; — wie feierlich der Landesvater erschallen! Ein herrlicher Gedanke! Schade nur, daß man ihn bis jetzt noch in das Reich der Ideale versetzen muß.

Wie man Anspach und Baireuth die preussische Provinz in
Orenzboten. III. 1846.

Baiern, so könnte man das Münsterland die bairische Provinz in Preußen nennen. Religion, Bier, Adel und Philistrität weisen aus Westphalen nach München hin; auch die Tugenden der Geduld und Gutmüthigkeit theilt diese Provinz mit Baiern. Kein Wunder, daß der preußische Hof, der zu jenem Königreiche und dessen Institutionen so innige Zuneigung hat, auch auf Westphalen, zumal auf das protestantische, mit Stolz und Vorliebe hinblickt und es als einen hellen, glänzenden Juwel in der Krone werthschätzt. Westphalen ist eine der loyalsten Provinzen des Königreichs, weshalb es auch mit den wenigsten Truppen bedeckt ist.

II.

Der oberflächliche Anblick des ebenen Landes stimmt traurig und langweilig. Dichte, unwegsame Wälder, denen nur Berge, Ruinen und Bäche fehlen, um anmüthig und romantisch zu sein, bedecken den einen Theil des Landes, dessen andere Hälfte aus Haiden und sauern Wiesen besteht. Hier und da unterbricht ein Dorf mit rothen Dächern und grünen Eichen, von einem weiten Ringe von Aekern umgeben, die Einförmigkeit der Gegend. Die Häuser stehen weit auseinander, es sollte schon die Bauart die Ungefelligkeit der Bewohner ausdrücken. Nur die wenigsten Höfe liegen so nahe zusammen, daß ein Franke oder Schwabe den Complex derselben ein Dorf nennen würde; die meisten und ansehnlichsten trifft man vereinzelt an, wo gerade die Wälder, Acker und Wiesen des Eigenthümers sich befinden. Für den Ackerbau mag diese Zerstretheit der Bauerhöfe, welche schon Tacitus an den alten Sachsen bemerkt hat, günstig sein; der Bildung, der Gesittung, der Aufklärung steht sie jedenfalls im Wege. So hat sich denn auch eigentlich in diesem nördlichen Theile Westphalens kein Volksleben entwickeln können; jene ausgeprägten Dorfsitten, die das süddeutsche Leben so originell machen, — man erinnere sich nur an Auerbach's Schwarzwälder Dorfgeschichten, — vermißt man in dieser Gegend, wo die Bewohner durch nichts, als durch den gemeinen Beruf und die gemeinsame Religion zusammengeschlossen werden.

Je weniger aber das Dorf- und Volksleben sich herausgebildet hat, desto mehr tritt die Familie, das Haus, der einzelne Hof in den Vordergrund. Ein festes, kräftiges Familienleben hat sich in diesen Gegenden entwickelt, wie es nur in uralten Zeiten, wo es noch keine Völker und Staaten, sondern blos Familien und Stämme gab, vorkommen konnte. Die Bewohner eines Hofes bilden gewissermaßen eine Corporation, eine gens; Knechte, Mägde,

*Dieser wird zu
Westphalen
kommen in dem
Lande zu*

Söhne und Töchter stehen alle mit nur geringem Standesunterschiede unter dem Herrn des Hofes, der nicht nur über seinen eigenen Hof, sondern auch über mehre Rötter und Hintersassen mit derselben Würde und Macht gebietet, die nur bei Königen imponirt und schon den Adel so lächerlich macht. Der Schulze ist der Souverain des Hofes, welcher immer ein Majorat ist, so daß er nie durch Erbtheilung zersplittert werden kann. Die nachgeborenen Kinder stehen zum ältesten Sohne in einem sehr untergeordneten Verhältniß; sie dienen meistens als Knechte und Mägde bei ihm, werden Handwerker oder Tagelöhner oder studiren katholische Theologie. Die Abfindung ist im Vergleich zum Werthe des Gutes sehr gering, so daß das Gut in der Regel nicht sehr mit Schulden belastet wird. Da trotzdem oft ein Schulze 20,000 Rthlr. und mehr an seine jüngern Geschwister bei Antretung des Hofes bezahlen muß, so erhellt daraus, von welchem beträchtlichen Umfange ein solches Gut sein muß.

Ein derartiger Schulzenhof besteht aus einem Complex von Gebäuden, deren Umfang schon von vornherein auf ungeheure Getreide-Vorräthe des Besitzers schließen lassen. Das Ganze ist entweder von einer Einfriedigung oder einem Graben umschlossen. Das meist einstöckige Wohnhaus, das von außen an den blankgeputzten Fensterscheiben und grünen Läden, wie an den freundlichen Neben, die sich an den Wänden heraufranken, kenntlich ist, schließt sich bescheiden, aber behaglich, an die Tenne an, deren Boden hart mit Lehm gestampft ist, so daß man darauf dreschen kann. Das Geräusch, welches diese Arbeit hervorbringt, durchdringt alle Zimmer, so daß am Morgen schon um 3 oder 4 Uhr Niemand im ganzen Hause mehr schlafen kann. Die Stallungen sind auf den großen Höfen vom Wohnhause getrennt, da sie ihrer Ausdehnung wegen eigene Gebäude erfordern. Die Dächer dieser Stallungen werden zu Scheunen benutzt; Kammern sind abgetrennt für die Knechte, denen die Wartung des Viehes obliegt. Alle diese Gebäude umschließen einen Hof, der aber nur selten reinlich und freundlich aussteht, da er gewöhnlich zur Düngergrube benutzt wird. Hier und da findet man ihn allerdings mit Kastanien und Eichen bepflanzt und beplastert, was einen um so angenehmeren Eindruck macht, da der Anblick der Düngergruben für Jeden unausstehlich ist, der sich noch nicht daran gewöhnt hat, das Nützliche auch zugleich schön zu finden.

Die Gärten sind blos dazu da, um Kartoffeln, Gemüse und Obst

zu ziehen, und sind deshalb ebenso groß und weitläufig, wie unschön und langweilig. Doch fangen in neuerer Zeit einige Bauern an, Blumengärten anzulegen, die sich in dieser Gegend der Prosa und des alltäglichen Nutzens seltsam und doppelt schön ausnehmen. Auch eine kleine, niedliche Kapelle habe ich schon in einem solchen Blumengärtchen versteckt gefunden, in welcher die Bewohner des Hofes die Messe hörten. Dieser Anblick kam mir so idyllisch und romantisch vor, daß ich Kartoffeln und Sand, Düngergruben und Pumpernickel vergaß und mich an die Ufer des Rheines und in die Thäler Schwabens zurückträumte. Einen Hauskaplan halten sich die Bauern oft, der die Kinder erzieht und die Messe liest; ein solcher hat dann das faulste, behaglichste Leben.

Die Religion, das sieht man auf den ersten Blick, ist hier zu Lande ein unumgänglich nothwendiges Bindemittel, um die vereinzelt Menschengruppen, die hier in der Einsamkeit ihre stets gleiche Arbeit verrichten, nicht ganz aus der menschlichen Gesellschaft verschwinden zu lassen. Die Messe und die Predigt ist das einzig Geistige, was an diese Leute herantritt, das Einzige, was sich nicht auf Roggen und Weizen, Kühe und Ochsen, Dünger und Schweine bezieht und doch den Bauer zu interessiren vermag. Die Kirche ist für Jeden, der kein Trinker und Spieler ist, der einzige Ort, wo er sich mit seinen Nachbarn zusammen steht; ohne sie würde er die ganze Welt umher vergessen. Daraus erklärt sich die Ehrfurcht vor dem Pfarrer und das Festhalten an der Kirche.

Für die gesunde männliche Bevölkerung ist auch der Militairdienst ein geeignetes Mittel, um ihren Blick zu erweitern und ihr Herz und ihren Sinn nicht mit der Scholle, worauf sie geboren sind, festzuwachsen zu lassen. Daher sind die Soldatenjahre auch für Keinen so viel werth und so einflußreich, wie für den westphälischen Bauern. Auf den ersten Blick kann man unterscheiden, wer von den auf dem Felde Ackernden oder den bei der Kirchweih Tanzenden früher das Gewehr getragen hat. Ein freies, offenes Aussehen, eine gerade männliche Haltung, ein festes, sicheres Benehmen zeichnet ihn vor den Andern aus, erwirbt ihm die Achtung seiner Landsleute und die Liebe der Dirnen, welche freilich nicht sehr romantisch und poetisch, sondern durchaus derb und natürlich zu sein pflegt. Im Militairdienst selbst zeichnen sich die Westphalen, was man besonders beim Garde-Corps, welches bekanntlich aus allen acht Provinzen rekrutirt wird, sehen

uns auf dem Lande aufgefallen sind. Schon das Aeußere der Stadt trägt einen echt westphälischen Anstrich; die massiven, starken, aber plumpen Gebäude, erinnern durch ihre Bauart ebenso sehr an das Mittelalter, wie die Bewohner derselben durch ihre Ansichten und Gesinnungen. Die alten grauen Thürme, die meilenweit über die Ebene hinaussehen, unter ihnen der Lambertithurm, an dem noch die Kästige der Wiedertäufer zu sehen sind; das prachtvolle gothische Rathhaus in dessen Sälen der westphälische Friede abgeschlossen wurde; die Bogen unter den Häusern, unter denen die Kaufläden sich aneinander drängen und die Fußgänger in dichten Schaaren vorüberwogen. Die ganze Physiognomie der Stadt und der einzelnen Straßen harmonirt gut zu den schweren, plumpen Carossen des Adels, die, mit Bedienten und Wappen verziert, durch Thor und Gassen rollen. Man sieht gleich, man befindet sich in einer katholischen, in einer mittelalterlichen, in einer aristokratischen Stadt; sind auch keine Zünfte mehr da, so besteht doch noch der Zunftgeist; herrscht auch nicht mehr der Bischof, so verehrt man ihn doch noch ebenso, wie früher; ist auch der Adel seiner politischen Macht beraubt, so steht doch der Bürger nicht an, seine bürgerliche und gesellige anzuerkennen. — Das ist Münster, die Heimath frommer Bischöfe und guten Bieres, der Mittelpunkt der westphälischen Aristokratie und der Sitz der preussischen Provinzialbehörden. Die beiden Letzten stimmen aber nicht gut zusammen; der Adel, obgleich von Berlin aus sehr pouffirt und protegirt, kann seine glorreiche Vergangenheit nicht vergessen; die religiösen Zerwürfnisse kommen dazu, so daß die politische Stimmung im Ganzen eine unbehagliche genannt werden kann. Der kölnner Erzbischof Droste-Bischoff war geborner Münsteraner, und seine zähe Ausdauer, seine eiserne Festigkeit hatte er mit der Mehrzahl seiner Standesgenossen, ja seiner Landsleute, gemein. Die mißvergnügte Stimmung, welche seine bekannten Schicksale erregte, ist in neuerer Zeit durch den vielbesprochenen Schulconflict wieder erneuert worden, einen Streit, den die Regierung auf eine ebenso schwache und inconsequente Weise zu beenden sich gezwungen sah, wie die Angelegenheit des Cölner Erzbischofs. Münster hat der preussischen Regierung auch zu wenig zu verdanken, als daß es in der kurzen Zeit sich zu ihr hingezogen fühlen könnte. Was Bildung und Gessittung anbetrifft, so ist die Stadt offenbar in den letzten 50 Jahren zurückgegangen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung des freisinnigen Fürstenberg, der außer-

in alten für-
 schen hatte
 es gewis so

ordentlich viel für Schulen und Seminare that, ein katholischer Priester, der Philosophie und Kritik besser schützte als ein protestantischer Minister, stand namentlich die Akademie zu Münster sehr hoch. Zur selben Zeit versammelte die bekannte Fürstin von Gallizin viele ausgezeichnete literarische Kräfte um sich; unter Katerkamp und Overberg erhob sich der Katholicismus zur Intelligenz; damals wallfahrte man nicht zum Trierer Rock und verehrte nicht die Clarissinnen des Vater Gofler!

In der allerneuesten Zeit hat sich der aristokratischen Opposition eine demokratische entgegengestellt, deren Sieg in diesen Tagen durch die Zeitungen gemeldet wurde. In der Deputirten-, wie in der Stadtverordnetenwahl sind die aristokratischen Candidaten unterlegen, wozu wir der Stadt, wie der ganzen Provinz herzlich Glück wünschen. Auch früher hatte es diese Partei schon dahin gebracht, daß die Wahl- und Schlachtsteuer abgeschafft wurde; künftigen größern und schöneren Siegen sehen wir mit freudiger Spannung entgegen.

Auch vereinzelte sociale Bestrebungen gaben sich in Münster kund, die sich im vorigen Jahre, und nicht ganz vergeblich, zu einem Ganzen zu vereinigen suchten. Die (durch die neuesten Zeitungen gemeldete) Entlassung des Lieutenants Annecke, der einer der Führer dieser Partei, und, was ihm selbst seine Vorgesetzten zugestehen mußten, ein ebenso kenntnißreicher, wie ehrenwerther Offizier war, ist der erste Schlag, den die Behörden gegen diese neu aufkeimende Richtung führen. Derartige Einschüchterungsmittel dienen jedoch nur dazu, die Aufmerksamkeit des Volkes auf die neuen Bestrebungen zu lenken, und wirken eigentlich ganz anders, als es die Behörden beabsichtigen und erwarten.

Die wenigen literarischen Kräfte concentriren sich in dem Salon der Frau von Tabouillot, einer Dame, die durch traurige Erlebnisse früher dem Pietismus nahe gebracht schien; ihr tiefes Gemüth und klarer Verstand aber rettete sie später aus diesem Abgrunde. Sie ist keine bedeutende, aber sehr lebenswürdige Erscheinung; mit frauenhafter Sinnigkeit und Innigkeit schließt sie sich den neueren Richtungen an, und pflegt und beschützt die jungen Kräfte, welche denselben dienen, wie es nur ein armes, verlassenes Weib vermag. Alle, welche sie kennen, lieben sie, und wünschen ihr für die letzte Hälfte ihres Lebens ebenso viel Glück, wie sie in der ersten Kummer und Unglück zu ertragen hatte. Früher hatte sie Gebetbücher geschrieben, später

Novellen; jetzt beabsichtigt sie, jährlich ein Taschenbuch „Producte der rothen Erde“ betitelt, herauszugeben, welches die — freilich sparsamen — Erzeugnisse der westphälischen Muse in sich bergen soll. Der erste Band ist schon im vorigen Jahre erschienen, mag aber freilich wohl in unserer an das Pikante und Ueberspannte gewöhnten Zeit keine weite Verbreitung gefunden haben.

Eine ihr verwandte Erscheinung auf westphälischem Boden ist Annette, Freiin von Droste-Hülshoff, eine Dichterin, deren Tiefe und Innigkeit seltsam mit der starren kalten Umgebung, mit der Prosa der Natur und der Verhältnisse, in welchen sie aufgewachsen ist, contrastirt. Ihre ruhigen, nachdenklichen, träumerischen Lieder ziehen auch den an, der sich an das Brausen und Klingen unserer modernen Poesie gewöhnt hat, haben aber auf den einen unbeschreiblichen Einfluß, der, in melancholischen Erinnerungen an die Vergangenheit versunken, für das laute, bewegte Treiben der Gegenwart kein Ohr hat. Ihre Lieder und Balladen tönen leise und ruhig, wie das Wasser, das ihre Burg umspült, wie der Wind, der im Ephen der Ruinen flüstert. Sie ist eine aristokratische Dichterin und dennoch lebenswürdig; dies ist gewiß eine große Schmeichelei, aber wir sind berechtigt, sie zu sagen.

Ueberblicken wir alle geistigen Bestrebungen Münster's und seiner Umgebung zusammen, so können wir es uns nicht verhehlen, daß wir sie durchaus zu keinem Ganzen gruppiren können, daß wir zwar hier und da einzelne Talente antreffen, aber nirgends ein bedeutames Zusammenwirken der Geister, daß wir zwar Cliques und Factionen finden, aber keine auf Principien beruhenden Parteien. Das wird hoffentlich anders werden, wenn erst der gesteigerte Verkehr Personen und Gedanken näher mit einander in Berührung bringt. Für jetzt leistet die westphälische Zeitungspressen fast gar nichts, so daß wir sie hier recht gut mit Stillschweigen übergehen könnten. Der Münstersche Mercur mit seinem historischen Rechte und seiner Orthodoxie war vor einigen Jahren noch Abdruck des Volksbewußtseins, aber schon jetzt ist selbst der Münstersche Bierphilister über ihn hinausgeschritten und lacht über seine Schimpfreden und Wuthausbrüche. Da diese Zeitung die einzige in Westphalen concessionierte ist, so könnte sie eine glänzende Stellung einnehmen, wenn sie in den Händen eines einflüchtvolleren und minder befangenen Mannes wäre als Herr Coppentrath ist, der nicht einmal das Geld daran wagt, eigene Zeitungen zu halten, um daraus die Artikel zu holen, sondern der im Casino die

dort aufliegenden Blätter excerpirt. Westphälische Zustände bespricht die Zeitung gar nicht, ausgenommen, daß sie hier und da die Communisten der Polizei denuncirt, oder Wundergeschichten von den Vicaren und Pfarrern der Umgegend erzählt. Der Glanzpunkt der Zeitung war, als sie die Feierlichkeiten beim Bischofsjubiläum in Münster und beim Tode des Cölnner Erzbischofs erzählen konnte; hier hatte sie sich einen fast ebenso erhabenen Styl angeeignet, als die Bossische und Allgemeine Preussische, wenn sie über eine Parade oder einen Hofball berichtet. Ihre Hauptstärke hat sie aber gezeigt, als der Deutschkatholicismus geboren wurde. Mit der Wuth Don Quirote's, als er gegen die Windmühlen kämpfte, fiel sie über die neue Sekte her, und ihre Spalten wurden zu einem Lexikon aller möglichen Schimpfwörter. Die Elberfelder Zeitung, die nach dem Mercur den meisten Absatz in der Provinz hat, und also deshalb auch eine westphälische Zeitung zu nennen ist, nahm bekanntlich Ronge's Partei, schämte sich aber auch nicht, sich derselben Waffen zu bedienen, mit denen die münsterschen Pfaffen stritten. Da gab es einen Kampf, im Verhältniß zu welchem der Streit zwischen Achill und Hector ein Kinderspiel genannt zu werden verdient. Beide Zeitungen riefen zuletzt öffentlich die Hilfe der Polizei an, die eine, um die Jesuiten, die andere, um die Abtrünnigen, die Sektirer aus dem Lande zu jagen. Der Münstersche Mercur wies nach, daß der Deutschkatholicismus und die Protestationen der Lichtfreunde nothwendig zum politischen Liberalismus und durch diesen zum Communismus führen müsse. Erst fällt man über die Priester her, rief sie mit warnender Stimme der Polizei zu, dann mordet man die Könige, und zuletzt geht es an die Reichen, die Fabrikanten und die Banquiers. Die Elberfelderin behauptete dagegen, der kirchliche Fortschritt habe nichts mit dem politischen zu thun; die Reformatoren hätten sich zum Beispiel nur aus Höflichkeit und mit schweren Herzen mit den badischen Oppositionsmännern befreundet; der Deutschkatholicismus sei sehr gut preussisch gesinnt, und stelle seine ganze Zukunft der Gnade Sr. Majestät anheim. Welche von den beiden Zeitungen Recht habe, darüber ist kein Urtheil mehr nöthig; unerklärlich und sehr traurig ist es, wie man in unserer Provinz, wo seit 1840 das politische Bewußtsein sehr zu reifen schien, sich so ganz mehrere Jahre hindurch in die religiösen Streitigkeiten vertiefen konnte, so daß man darüber den politischen Fortschritt fast ganz vergaß. Die Reaction, die sich auch hier, wie überall, so trefflich des Wahlspruchs

